

21. März 2009, Neue Zürcher Zeitung
«Ein Schriftsteller, nichts sonst»

«Ein Schriftsteller, nichts sonst»

Gespräch mit Ismail Kadare über Politik und Literatur,
Anpassung und Macht, Schreiben und Angst



Der Schriftsteller Ismail Kadare, am Ufer des Zürichsees. (Bild: NZZ / Christoph Ruckstuhl)

Ismail Kadare ist der unbestritten bedeutendste Schriftsteller Albaniens. Seine Romane sind weltweit gelesene moderne Klassiker. Kadares Rolle unter der kommunistischen Diktatur allerdings ist umstritten geblieben. Andreas Breitenstein sprach mit dem Autor darüber in Zürich.

Herr Kadare, verstehen Sie sich selbst als politischer Schriftsteller?

Ismail Kadare: Ich bin der Meinung, dass ich nicht ein politischer Schriftsteller bin, und überdies, dass, was wahre Literatur betrifft, es eigentlich auch keine politischen Schriftsteller gibt. Ich denke, dass es in meinem Schreiben nicht politischer zugeht als im antiken griechischen Theater. Ich wäre in jedem politischen Regime der Schriftsteller geworden, der ich bin.

Sie werden in Hinblick auf die kommunistische Diktatur in Albanien aber sehr politisch rezipiert.

Ich weiss, das ist ein Fehler. (lacht)

Sie haben das totalitäre 20. Jahrhundert aus nächster Nähe erlebt. Den Schriftstellern waren enge Grenzen auferlegt in den kommunistischen Tyrannen. Sie mussten sich daher dazu auch politisch verhalten. Wie sah dies bei Ihnen aus?

Ich habe fünf Jahre Faschismus erlebt, dann fünfundvierzig Jahre Kommunismus. Als ich zu schreiben begann, hatte ich noch kein politisches Bewusstsein. Erst im Gymnasium habe ich begriffen, in was für einem System ich lebe. Zu der Zeit habe ich viele Jahre lang Literatur geschrieben, und wenn es politische Sachen waren, dann Dinge, von denen ich dachte, dass sie sich so gehören, dass so das Leben sei, das es zu imitieren gelte. Ein politisches Bewusstsein habe ich erst als Student entwickelt, als ich in Tirana und Moskau studierte. In

Moskau habe ich in dem Sinne positive und negative Erfahrungen gemacht, als ich gesehen habe, wie es nicht sein soll

Wann sind Sie zum ersten Mal als Autor mit der Politik in Berührung gekommen? Ihr erster grosser Erfolg war ja ein historisch-politisches Buch.

Ich würde nicht sagen, dass «Der General der toten Armee» (1964) ein politischer Roman ist. Man kann ihn in jedem Land schreiben. Ich hatte als Student einen Roman geschrieben, «Die Stadt ohne Reklamen». Darin gibt es einige Zeilen, die man als politisch bezeichnen könnte. Ein junger Mann fragt dort ein junges Mädchen: «Magst du den Kommunismus?» Sie sagt: «Ja.» Dann stellt er die zweite Frage: «Hasst du den Kapitalismus?» Sie sagt: «Ja.» Dann fragt sie: «Warum stellst du mir solche Fragen?» Und er sagt: «Einfach so.»

Aber es gab doch immer die Zensur, wobei Sie bei der Führung wohlwollend waren. Sie hatten ja auch direkten Kontakt zu Enver Hoxha.

Ich habe Hoxha im Leben ein einziges Mal getroffen. Wenn man in einem totalitären Land wie dem damaligen Albanien ein junger Schriftsteller ist, dann interessiert sich der Staat nicht sonderlich für einen. Das ändert sich erst mit der Bekanntheit, dann beginnt die negative Aufmerksamkeit. Dann sorgt der Staat dafür, dass man sich unbewusst schuldig fühlt – je bekannter, desto schuldiger. Besonders dann, wenn man im Westen Erfolg hat. Mein internationaler Erfolg war ein zweischneidiges Schwert. Einerseits sicherte er mir einen Schutz gegenüber dem Regime, andererseits war ich ständig unter Observation. Was Verdacht erregte, war: Wieso schätzt die westliche «Bourgeoisie» einen Schriftsteller aus einem stalinistischen Land? Ich war in der paradoxen Situation, dass sich der Staat in meiner Person selbst rechtfertigen musste. Entweder musste er meine Werke verbieten oder erklären, warum man mich im Westen veröffentlichte. Diese Crux war der Schutz von Enver Hoxha, den ich angeblich genossen habe.

Den Roman «Der grosse Winter» (1973) mussten Sie wegen «mangelnder Positivität» umschreiben. Wie ging das vonstatten?

Ich schrieb damals einen Roman über den Streit zwischen Albanien und der Sowjetunion, eine extrem delikate Sache. Warum dieses politische Thema? Ich hatte zuvor viele Mythen und Legenden verarbeitet, und immer hatte die Kritik bemängelt, dass ich nicht über das Leben schreibe. Den Alltag der Arbeiter und Bauern, den sozialistischen Aufbau. So schrieb ich, um Freiheit zu gewinnen, über ein aktuelles Thema. Wobei das Interessanteste damals der Streit mit den Sowjets war. Auch war das Thema dramatisch, geeignet, echte Literatur daraus zu machen. So schrieb ich den Roman «Der Winter der grossen Einsamkeit», in dem ich eine geheime Verhandlung in Moskau schilderte. Ich hatte dazu die realen Dokumente eingesehen. Es wurde ein sehr guter Roman. Er wurde, nachdem er erschienen war, heftig kritisiert und sogar verboten. Man verlangte Zusätze und Streichungen. Auch musste ich den Titel ändern. Ich fügte mich, weil es sonst mit meiner Schriftstellerkarriere vorbei gewesen wäre. Indes habe ich Änderungen vorgenommen, die den Roman nicht wirklich beschädigen.

Nochmals zum Politischen: Sie waren Mitglied in der Kommunistischen Partei der Arbeit, waren Parlamentsabgeordneter, im Schriftstellerverband hatten Sie eine führende Stellung inne. Wie bewerten Sie diese Aktivitäten?

Das scheint nur auf den ersten Blick seltsam. Ich bin Parteimitglied geworden, nachdem ich im Westen veröffentlicht hatte, zu einer Zeit also, wo ich es gar nicht mehr nötig hatte. Mir war es damals sogar recht, dass man mich als westlichen Schriftsteller denunzierte – es grenzte mich ab vom sozialistischen Realismus. Dass ich im Westen Erfolg hatte, führte zu meiner Aufnahme in die Partei. Es war das besagte Paradox: Einerseits gefällt er der «Bourgeoisie», und andererseits soll er einer von uns sein? Die kommunistischen Hardliner hatten damit zu Recht ein Problem. Eines Tages kam der Parteisekretär des Schriftstellerverbandes zu mir und sagte, ich müsse einen Antrag auf Parteaufnahme stellen. Ich fragte, warum. Er gab mir den Rat, besser den Mund zu halten – der Wunsch komme von Enver Hoxha.

Der Grund war wohl, dass nicht nur der Welt, sondern auch den Albanern gezeigt werden sollte, dass Ismail Kadare kein «Bourgeois», sondern ein Kommunist war. Was sollte ich tun? Nein sagen? Das wäre einer Vernichtung gleichgekommen, ein sinnloses Opfer. Irgendwann hätten sie einen Anlass gefunden, mich als Agenten der Franzosen zu verurteilen. Das Volk hätte Beifall geklatscht. Im Übrigen muss man die Bedeutung meiner Mandate relativieren. Was wirklich wichtig war, entschied die Partei.

In Ihrem jüngst ins Deutsche übersetzten Band mit Kurzromanen, «Der Raub des königlichen Schlafes», gibt es Stücke, in denen Sie mit dem Anpassertum der intellektuellen Klasse scharf abrechnen.

Was heisst Abrechnung – ich schliesse mich darin ein.

War es Ihnen als renommiertem und populärem Autor möglich, bedrängten Kollegen zu helfen?

Privat konnte man helfen, nicht aber als Funktionär. Ich war eines von 26 Mitgliedern im Vorstand des Schriftstellerverbandes. Das war eine schrecklich reaktionäre Organisation, schlimmer noch als im Buch beschrieben. Ich selbst wurde vom Verband oft attackiert.

Wie unabhängig waren Sie in Ihrem Schreiben?

Ich fühlte mich unabhängig. Alles, was ich geschrieben habe, speziell auch in der Hoxha-Zeit, hätte ich wahrscheinlich genauso geschrieben, wenn ich in der Schweiz gelebt hätte. Das ist mein Verständnis von Unabhängigkeit.

In der Schweiz? Es gibt leider keinen schweizerischen Ismail Kadare – vielleicht noch am ehesten Dürrenmatt. Die Schweizer Literatur litt stets darunter, dass die Schweiz wenig tragische Geschichte hat. Etwas, was es in Albanien im Übermass gibt. Insofern leuchtet mir nicht ein, wieso Sie als albanischer Autor unpolitisch sein zu können meinen.

Was ist denn ein politischer Schriftsteller?

Einer, der sich engagiert, der die Welt irgendwie verbessern will. Ein Autor scheint mir allerdings auch dann politisch, wenn Politik ihm aufgezwungen ist. Sie selber sind doch auch heute noch ein führender Intellektueller Albaniers.

Mein Engagement ist das eines Menschen, der in einem Land lebt, in dem es viele Gefahren gibt, nicht im politischen Sinn, sondern darin, dass alles zerfällt. Es geht darum, den Leuten eine Orientierung zu geben, eine europäische Perspektive. Nur so weit kann ich eine Rolle spielen

Viele in Albanien bewundern Sie tief, andererseits schlägt Ihnen grosser Hass entgegen.

Das ist einfach so, wenn man berühmt ist, überall auf der Welt. In Albanien kommt hinzu, dass der Kommunismus die Gleichheit aller propagierte. Wenn jemand aus der Masse herausragte, musste er sich schuldig fühlen.

Vielleicht sind Sie als literarische Figur ja einfach zu gross für Albanien. Waren die Heilserwartungen an Ihre Person der Grund, warum Sie Ende 1990, als man in der Agonie des Kommunismus einen Führer suchte, nach Paris gingen?

Der erste, unmittelbare Grund war, dass ich der Demokratiebewegung einen Schub geben wollte, unter der Regierung Ramiz Alia drohte die Demokratisierung zu versanden. Ich bin ja nicht einfach abgehauen, ich habe mich erklärt. Darüber hinaus habe ich schon gespürt, was alles von mir erwartet wurde. Ich fühlte mich ausserstande, dem nachzukommen. Ich glaube auch, dass Schriftsteller für eine solche Rolle nicht sonderlich geeignet sind. Oft sind sie Egozentriker und selbstredend Tyrannen in ihrem eigenen schöpferischen Universum. Ihrer inneren Struktur nach ist Literatur undemokratisch.

Sie schreiben schon mehr als vierzig Jahre. Wenn Sie Ihre künstlerische Entwicklung betrachten, wo Stelle befinden Sie sich jetzt?

Kurz vor dem Ende! Wenn ich mein Werk überblicke, komme ich zum Schluss, dass ich geschrieben habe, was für mich zu schreiben war, wobei ich wie jeder Autor am liebsten einen Teil aus meinem Werk ausschneiden würde. Nicht aus politischen, sondern aus künstlerischen Gründen. Etwa den Roman «Die Hochzeit».

Sie haben ja auch Gedichte geschrieben, die Sie wohl lieber unpubliziert sähen.

Absolut. Vielleicht waren sie politisch, vor allem aber künstlerisch schwach. Sie waren gehalten in der Rhetorik der damaligen Zeit.

Wie hat sich die politische Befreiung von 1991 auf Ihr Schreiben ausgewirkt?

Eigentlich fast nicht. Mein Alter wird natürlich spürbar.

Gibt es eine Altersradikalität?

Ich weiss nicht. Ich habe gerade jetzt ein Buch geschrieben, das anders ist als frühere: «Das falsche Abendessen». In Albanien war es überraschenderweise ein grosser Erfolg.

«Spiritus» zum Beispiel, ein Roman über die Paranoia und Einsamkeit des kommunistischen Diktators, der nach der Wende entstand, scheint mir in Sachen Kritik schärfer zu werden.

Den Kern habe ich bereits 1980 geschrieben, fünf Jahre vor dem Tod Enver Hoxhas. Allerdings konnte ich die Sache damals nicht in Albanien spielen lassen – dass die Geheimpolizei einen Verdächtigen bis ins Grab hinein abhört. Ich habe deshalb über die Chinesen geschrieben. Alle haben es verstanden. Man begreift auch sofort, dass das Buch in Tirana spielt. Die Zensur brauchte allerdings zwei Wochen, dann wurde es verboten.

Was mich bei der Lektüre immer wieder überwältigt, sind die Intensität und der Variantenreichtum, mit denen Sie die Angst und die Paranoia in Zeiten der Diktatur beschreiben. Wie schaffen Sie es, sich das Grauen gegenwärtig zu halten?

Ich habe die Angst beschrieben, welche die albanische Nation paralyisierte. Wenn man selber grosse Angst hat, kann man die Angst gar nicht beschreiben. Ich hatte keine Angst, weil ich ziemlich früh begriff, dass das Regime nicht so leicht imstande war, mich zu kujonieren. 1981 sagte der Sohn des damaligen Ministerpräsidenten zu mir, sein Vater habe ihm nach einem Gespräch mit Enver Hoxha gesagt, dass sie mich für einen Agenten des Westens halten. Sieh dich also vor! Ich sagte ihm, du bist verrückt. Nein, sagte er, das ist ernst. Ich wusste, was sie für absurde Ansichten von mir hatten. Ich lebte noch zehn Jahre unter dem Fallbeil. Wenn ich ein Angsthase gewesen wäre, wäre ich vor lauter Angst gestorben. Ich habe ein normales Leben weitergeführt.

Was heisst normal? Es gab auch die Staatssicherheit. Man wusste nie, ob der Freund ein Spitzel ist.

Das stimmt. Jeder konnte es sein. Für mich ist es so. Die Tatsache, dass ich ein normales Leben führte, schrieb, zeigt, dass ich keine Angst hatte. Ein Mensch, der Angst hat, schreibt nicht mehr.

Aber steht er nicht zu weit über den Dingen?

Der Schriftsteller verfügt über die Wirklichkeit, denn er ist wie ein Arzt, der die Krankheiten erkennt. Ich sah die Menschen, die von Angst zerfressen waren. Ich konnte die Krankheit von aussen sehen. Ein Mensch, der von Angst beherrscht wird, kann ja gar nicht mehr leben.

Schriftsteller wie Imre Kertész, Ernst Jünger oder Aleksandar Tišma haben den Horror in paradoxer Weise von beiden Seiten beschrieben – von innen wie von aussen. Sie sagen nun, Sie hätten darüber gestanden. Das verstehe ich nicht ganz.

Chinesen, Ägypter, Griechen – die Angst ist überall die gleiche. Sie zu beschreiben, verlangt keine identifikatorischen Fähigkeiten. Nehmen Sie die Macht, wie ich sie darstelle. Es ist ja nicht so, dass der Schriftsteller machtgierig ist, im Gegenteil, er verachtet die Macht. Es gibt einen Roman von mir, «Die Pyramide», der die Psychologie des Cheops beschreibt. Er ist das Gegenteil von mir. Es ist die Nichtigkeit der Macht, die mich interessiert hat. Ein Schriftsteller muss nicht zwangsläufig aus eigenem Erleben schreiben.

Was ist denn der Motor Ihres Schreibens wenn nicht Selbsterkenntnis?

Es ist die Freude, die Befriedigung, das, was in dieser Welt passiert, neu zu erschaffen. Die Themen sind dabei untergeordnet.

Geht es um den ästhetischen Akt?

Es geht weiter, tiefer. Es ist für mich mysteriös. Es ist für mich die grösste Freude auf der Welt.

Freude – bei diesen freudlosen Themen? Sie müssten einmal einen positiven Roman schreiben . . .

Vielleicht kann ich ja einen schwach positiven Roman schreiben . . . (lacht). Doch im Ernst: Die Ästhetik des Negativen ist tiefer, dies ist das Mysterium des griechischen Theaters. Shakespeares Macbeth ist furchtbar, und trotzdem kommt man aufgeräumt, ja glücklich aus dem Theater. Es ist ein widersprüchliches Mysterium.

Treibt Sie denn nicht das Anliegen, mit der literarischen Darstellung historischen Unrechts den Toten gegenüber eine Art Wiedergutmachung zu leisten?

Das ergibt sich von selber. Ich glaube, es ist genau die Befriedigung, die Freude am Schaffen, die einen Schlimmes überleben lässt. Bei mir war es der Schlüssel zum Überleben.

Als wer möchten Sie einmal in die Geschichte Albaniens eingehen?

Nur als Schriftsteller. Als nichts sonst.

Ein Autor, gross und umstritten

A. Bn. Dass der 1936 im südalbanischen Gjirokastra geborene Ismail Kadare in Albanien eine literarische Jahrhundertfigur ist, geben selbst jene zu, die ihm während der stalinistisch-maoistischen Hoxha-Diktatur (1944–1985) nicht nur moralisches Versagen durch Opportunismus, sondern gar verbrecherisches Verhalten durch Mitwisserschaft vorhalten. In der Tat war Kadare Mitglied der Kommunistischen Partei, Parlamentsabgeordneter und mit führend im Schriftstellerverband. Dazu hat er in frühen Jahren Lobgedichte auf Hoxha und Stalin verfasst und immer wieder dem Nationalismus das Wort geredet. Bisher hat sich Kadare nicht offensiv mit den dunklen Seiten seiner Laufbahn auseinandergesetzt. Andererseits ist es problematisch, einem Autor mangelnde innere Grösse vorzuwerfen, der durch seine hohe Begabung, seine Popularität und seinen internationalen Erfolg früh in den Fokus einer paranoiden Macht geriet, die Gegner kalt zu beseitigen pflegte. So kann man Kadares Karriere auch als Lavieren zwischen Anpassung und Widerstand begreifen und sein Schreiben als Versuch, ein Fenster zur Welt offen zu halten. In grandiosen Romanen, mit deren magischem Realismus er sich von der herrschenden Ästhetik abgrenzte, schaffte er es immer wieder, dem Regime im Gewand historisch-mythologischer Stoffe einen fernen Spiegel vorzuhalten. Seit 1991 sind Kadares stets parabelhafte Abrechnungen mit der Hoxha-Ära sichtlich radikaler geworden.